

galerie, sondern auch durch seine aktive Akquisitionspolitik im Bereich der Moderne Verdienste erwarb. Mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten verfolgte Posse allerdings eine janusköpfige Ausstellungspolitik: Während er sich früher für Künstler wie Oskar Kokoschka tatkräftig engagiert hatte, ließ er ab 1933 aus vorauseilendem Gehorsam anstößige Kunstwerke aus der ständigen Sammlung der Gemäldegalerie entfernen. Trotzdem wurde er zur Pensionierung gedrängt, dann aber durch Hitler höchst persönlich wieder in sein Amt eingesetzt und 1939 mit der Einrichtung des Führermuseums in Linz beauftragt. Mit großem Bemühen um Objektivität werden in den drei Bänden sowohl die NS-Epoche als auch die Nachkriegszeit mit der Trophäenkommission und mit dem Wiederaufbau der Dresdner Museen in der DDR besprochen.

Wie in jeder breit angelegten Untersuchung lassen sich auch hier einige Fehler nachweisen. So befand sich die Kunstkammer im Jahr 1724 nicht mehr im dritten Geschoss des Schlosses (Ausstellungsband, S. 75), denn sie war seit dem Brand von 1701 erst in den Klepperstall ausgelagert und ihre Bestände dann teils im Regimentshaus am Neumarkt neu präsentiert, teils in das Japanische Palais ausgelagert worden (G. HERES, *Dresdener Kunstsammlungen im 18. Jahrhundert*, Leipzig 1991, S. 36-48). Die Gemälde- und Skulpturengalerie, die 1718 im Schloss eingerichtet wurde, war wiederum nicht im „Redoutensaal“ (Chronikband, S. 68), sondern im Südflügel der kurfürstlich-königlichen Paradedemächer im zweiten Obergeschoss der Residenz. Dort wurde nicht getanzt, es wurden höchstens Bankette gehalten. Erst 1725 stellte August der Starke seine Bildersammlung auf derselben Etage im Riesensaal aus, in dem tatsächlich auch Redouten stattfanden (G. HERES, *Dresdener Kunstsammlungen im 18. Jahrhundert*, Leipzig 1991, S. 63-67. Vor der Einrichtung der Gemäldegalerie von 1718 hing ein Teil der Sammlung in einem ‚Redoutensaal‘ des Schlosses, der sich heute aber nicht mehr lokalisieren lässt). Schließlich wurde die Venus von Giorgione im Jahr 1699 nicht in Paris (Chronikband, S. 53), sondern in Amsterdam erworben (vgl. V. SPENLÉ, *Die Dresdner Gemäldegalerie und Frankreich*, Beucha 2008, S. 34). Der Hinweis auf diese kleinen Detailfehler soll jedoch nicht das Verdienst dieses dreibändigen Werkes mindern, das nicht nur eine angenehme, abwechslungsreiche und gut gebildete Lektüre bietet, sondern auch eine übergreifende Studie zur Geschichte der Dresdner Sammlungen, die so bislang nicht vorlag.

München

Virginie Spenlé

DETLEF DÖRING/MANFRED RUDERSDORF (Hg.), Johann Christoph Gottsched. Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 5: 1738–Juni 1739, bearb. von Detlef Döring/Rüdiger Otto/Michael Schlott unter Mitarbeit von Franziska Menzel, Walter de Gruyter, Berlin/Boston, 2011. – LII, 580 S., Personen-, Orts- und Schriftenregister. (ISBN: 978-3-11-025864-6, Preis: 229,00 €).

Die „Kummer volle Nachricht wegen [...] meines Sohnes groser Nachlässigkeit in seinem studiren“, veranlasse ihn, so schrieb der Breslauer Gymnasiallehrer Christian Ludwig Eberlein am 9. Februar 1738 an „Ew: HochEdlen“ Johann Christoph Gottsched, „diese ergebenste Zeilen [...] abgehen zu laßen [...]“. Des Sohnes Treiben in Leipzig beunruhigte den Vater. Er frequentierte Orte, an denen er „nicht eben allzu-große Höflichkeit lernen“ werde. Er, der Vater, bitte deshalb den Leipziger Professor Gottsched inständig, „dieses in etwas verirrte aber hoffentlich nicht gänzlich verlohrenes Schaaf unsern Sohn in Dero Behausung aufzunehmen [...]“. Er wolle dafür „wenigstens kunfftige Oster-Messe gebe Gott Ew. HochEdl. mit einem Fäßgen guten Ungarischen Wein aufwarten“ (Nr. 11, S. 24 f.).

Dieses, im jüngst vorgelegten fünften Band der Edition des Briefwechsels Gottscheds enthaltene Schreiben eines besorgten Vaters an den ihm nicht persönlich, wohl aber seinem Ruf nach bekannten Leipziger Professor, beleuchtet eine Facette der Biografie Gottscheds, die in ihrer Bedeutung für Werk und Wirken nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und die in zahlreichen an ihn gerichteten Briefen ihren Niederschlag findet (zum Editionsprojekt insgesamt und zur Bedeutung des Briefwechsels vgl. die Besprechung des ersten Bandes, in: NASG 79 [2008], S. 341-345 sowie die jeweiligen Besprechungen in den Folgebänden). Es geht um Gottsched als akademischen Lehrer. Der Brief Eberleins, als solcher allein nur mäßig interessant, da weder Gottscheds Antwort bekannt ist, noch ein sonstiger Kontakt stattgefunden zu haben scheint, beleuchtet schlaglichtartig, in welchem engem sozialen Beziehungsgeflecht sich Lehren und Lernen innerhalb der alteuropäischen Universität ereignete. Studentische Untermieter und Tafelgäste trugen nicht nur zu einem wichtigen Teil des professoralen Einkommens bei, sondern ermöglichten den Rahmen der akademischen Lehrveranstaltungen überschreitende Formen der Unterweisung und Erziehung. Menschlich-räumliche Nähe, enge persönliche Bindungen, umfassende, die Lebensführung insgesamt betreffende Verantwortlichkeiten – Gottsched steht an einem dem Ideal des „E-Learnings“ unserer Tage entgegengesetzten Pol. Seine Rolle innerhalb der „Korporation Universität“ nahm noch an Bedeutung zu, als er im Wintersemester 1738/39 zum ersten Mal das Rektorat übernahm.

Über die weiteren Schwerpunkte der Gottschedschen Korrespondenz im Betrachtungszeitraum informiert in präziser und kenntnisreicher Weise die Einleitung Detlef Dörings (S. VII-XXVIII). Da ist zum einen der endgültige Bruch Gottscheds mit der Deutschen Gesellschaft – ein echter Wendepunkt innerhalb dieses, an äußeren Ereignissen eher armen Gelehrtenlebens. Man sieht vor allem, wie Gottsched, trotz aller wohl nicht zuletzt persönlichen Zerwürfnisse, strategisch vorgeht, indem er der Gesellschaft die „Beyträge“ entwendet und diese als wesentliches publizistisches Instrument seiner literarisch-sprachwissenschaftlichen Bemühungen unabhängig von ihr weiterführt (vgl. S. X f.). Zum anderen spiegeln die Briefe Gottscheds Auseinandersetzungen mit der Theologie seiner Zeit, insbesondere mit dem Dresdener Oberkonsistorium. Hier trat eine, durch Ernst Christoph von Manteuffel, mit dem Gottsched seit 1737 in Kontakt stand, bewirkte Veränderung ein, die den Konflikt für Gottsched merklich entschärfte. In diesen Kontext gehören auch die Satiren, die Frau Gottsched in jenen Jahren gegen die „orthodoxen“ Theologen vorlegte (vgl. S. XIII ff.).

Überhaupt steht der Austausch mit dem umtriebigen Reichsgraf Manteuffel in Berlin – zugleich pensionierter polnisch-sächsischer Kabinettsminister, Mentor des Kronprinzen Friedrich von Preußen, Verteidiger der Philosophie Christian Wolffs und schließlich Agent der Habsburger – für Gottsched, und nach und nach auch für seine Frau, im Zentrum ihrer Korrespondenzen. Mehr als ein Viertel aller Briefe des vorliegenden Bandes stammen hierher. Für die Geschichte des Wolffianismus in Leipzig ebenso wie in Berlin sind sie eine herausragende Quelle, deren Höhepunkte im Folgenden, wohl das Jahr 1740 umfassenden Band der Edition zu erwarten stehen.

Andere Einzelkorrespondenzen fallen im Vergleich dazu im Umfang deutlich ab. Zu nennen wäre allenfalls noch Jakob Brucker, von dem der Band zehn Briefe enthält. Daneben finden sich zahlreiche Einzelbriefe, wie etwa der eingangs exemplarisch zitierte. Insgesamt enthält der Band 204 Briefe von 88 Absendern (einschließlich Gottscheds und seiner Frau) aus 55 verschiedenen, überwiegend mittel- und norddeutschen Orten. Die Textgestalt, der Erläuterungsapparat sowie die diversen Indizes (Absender, Personen, Orte, Schriften, bio-bibliografisches Korrespondentenverzeichnis usw.) sind von inzwischen gewohnter, deshalb nur umso mehr zu lobender, mustergültiger Qualität.